

Frank Meyer
Judith Miggelbrink
Kristine Beurskens *Hrsg.*

Ins Feld und zurück – Praktische Probleme qualitativer Forschung in der Sozialgeographie

Ins Feld und zurück - Praktische Probleme qualitativer
Forschung in der Sozialgeographie

Frank Meyer
Judith Miggelbrink
Kristine Beurskens
Hrsg.

Ins Feld und zurück - Praktische Probleme qualitativer Forschung in der Sozialgeographie

Herausgeber

Frank Meyer

Leibniz-Institut für Länderkunde

Leipzig

Deutschland

Kristine Beurskens

Leibniz-Institut für Länderkunde

Leipzig

Deutschland

Judith Miggelbrink

Leibniz-Institut für Länderkunde

Leipzig

Deutschland

ISBN 978-3-662-55197-4

ISBN 978-3-662-55198-1 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-662-55198-1>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer Spektrum

© Springer-Verlag GmbH Deutschland, ein Teil von Springer Nature 2018

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Planung: Dr. Sarah Koch

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Spektrum ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Vorwort

Das vorliegende Buch mit dem Titel „Ins Feld und zurück. Praktische Probleme qualitativer Forschung in der Sozialgeographie“ stellt einen Versuch dar. Es ist ein Versuch, jene bisher nur schwach beleuchteten Aspekte sozialgeographischer Feldforschungspraxis sichtbar zu machen, die zwar manchmal in der Mitte von Absätzen oder Fußnoten versteckt sind und in seltenen Fällen kurz angerissen werden, aber trotzdem kaum explizit zum Fokus von Debatten gemacht werden. Sie betreffen folgende Fragen:

- Welche Hürden hinsichtlich des Feldzuganges müssen (beziehungsweise sollten auf keinen Fall) überwunden werden?
- Wie weit lasse ich mich durch meine Gesprächspartner/innen im Feld beeinflussen oder manipulieren (oder möchte ich das zulassen)?
- Wie weit kann ich gehen, um eine Erhebungssituation im Sinne der Datengewinnung zu optimieren?
- Wie gehe ich mit meiner eigenen Identität (und der Wahrnehmung dieser durch die Gesprächspartner/innen) im Feld um?

Solchen Fragen kommt in Zeiten größerer Aufmerksamkeit für Wissenschaft und die Kommunikation wissenschaftlicher Erkenntnisse zunehmende Bedeutung zu. Sie sind im Verlauf des Forschungsprozesses häufig mit großen und kleinen Entscheidungen verbunden.

Aus unserer Unzufriedenheit damit, dass diese Entscheidungen und die damit verbundenen Erfahrungen in vielen Bereichen der deutschsprachigen Geographie in den letzten Jahrzehnten publizistisch eher stiefmütterlich behandelt wurden, entstand dieses Praxisbuch. Es soll daher weniger die großen Methoden und theoretischen Leitlinien als Fokus haben. Vielmehr soll es anhand von konkreten Forschungserfahrungen die Frage beantworten, wie sich die großen wissenschaftlichen Debatten in den Interaktionen im Feld wiederfinden lassen. So können die Ad-hoc-Erfahrungen von Forschenden für die Praxis nutzbar gemacht werden.

Das Buch richtet sich hiermit an alle, die sich empirischen Fragen gegenüber sehen und sich tiefer mit der Feldforschungspraxis in der Geographie auseinandersetzen wollen: Studierende, die vor ihren ersten empirischen Erfahrungen stehen, werden ebenso mit einem theoretischen und praktischen Handwerkszeug ausgestattet wie Doktorand/innen, die ihre intensiven empirischen Studien fundiert vor- wie auch nachbereiten wollen. Die Kapitel dieses Buches werden in drei großen Teilen zusammengefasst und eingeleitet. Diese Teile folgen den klassischen Phasen der Feldforschung (obwohl auch andere Gliederungen denkbar sind): Teil 1 befasst sich mit der Konzeption von Feldforschung, Teil 2 mit den praktischen Aspekten des Wirkens im Feld, während Teil 3 sich mit Prozessen und Problemen der Auswertung und Ergebniskommunikation beschäftigt.

Wir haben uns entschieden, für diese Art von Vorhaben in einem Kreis lokal vernetzter Wissenschaftler/innen zusammenzuarbeiten und somit eine enge Interaktion der Autor/innen und Herausgeber/innen zu ermöglichen. Das vorliegende Buch soll dabei weniger eine Collage an Einzelbeiträgen sein, sondern auch als Gesamtwerk ein kohärentes Hilfsmittel für interessierte Leser/innen werden. Insofern sind alle Autoren/Autorinnen dieses Buches aktuelle oder

ehemalige Mitarbeiter/innen des Leibniz-Instituts für Länderkunde in Leipzig, das über seine Spezialisierung im Bereich der Mittel- und Osteuropaforschung umfängliche und vielfältige Feldforschungserfahrungen gesammelt hat. Einerseits haben wir aus der bestehenden methodischen Literatur deduktiv Themen festgelegt, die abgedeckt werden sollten; andererseits wurde ein *call for papers* zirkuliert, mittels dessen weitere relevante Themen und Beitragsvorschläge gewonnen werden konnten.

Die in diesem Buch versammelten Beiträge sind in einem Workshop und bilateral mehrfach diskutiert worden; trotz aller Abstimmung bleiben sie aber individuelle und entsprechend heterogene Beiträge. Ihre Diversität spiegelt die unterschiedlichen Erfahrungen und Sozialisationen wider; sie bilden den Hintergrund für die jeweilige Herangehensweise. Das Ergebnis stellt folglich keine vollständige Liste aller relevanten methodologischen und methodischen Aspekte der Feldforschungspraxis dar, sondern ist geprägt von den am Leibniz-Institut für Länderkunde versammelten Kompetenzen, Forschungsinteressen und praktischen Erfahrungen. Das Buch kann in der Konsequenz, eben im Sinne eines praxisorientierten Kompendiums, der Startpunkt weiterführender Recherchen sein. Hierzu wurden alle Beiträge so konzipiert, dass neben der Schilderung praktischer Beispiele auch die Einbettung in aktuelle Literaturdebatten erfolgt. Nicht zuletzt ist es das Ziel, dass im Rahmen jedes Beitrages auch Empfehlungen für die Feldforschungspraxis gegeben werden. Gerade Letzteres, so hoffen wir, kann diesen „Versuch“ zu einer praktischen Hilfe für empirisch Forschende werden lassen.

Wir danken jenen, die im Rahmen der Erarbeitung dieses Sammelbandes aktiv wurden: Allen voran gebührt den Autor/innen Dank, die ihre Erfahrungen beigesteuert und geduldig unsere Überarbeitungswünsche abgearbeitet haben, Jona Krützfeld, die als studentische Hilfskraft die formale Gestaltung der Beiträge übernommen hat, sowie dem Verlag, der den Band in sein Programm aufgenommen hat.

Frank Meyer, Judith Miggelbrink und Kristine Beurskens

Inhaltsverzeichnis

- 1 **Ins Feld und zurück: Begegnen, sich positionieren, entscheiden** 1
Kristine Beurskens, Judith Miggelbrink, Frank Meyer

Teil I Konzeption von Feldforschung

Frank Meyer, Judith Miggelbrink und Kristine Beurskens

- 2 **„Der Konjunktiv ist das Problem“. Zirkularität, Performativität und Reifikation in der geographischen Forschung** 17
Frank Meyer und Judith Miggelbrink
- 3 **Zwischen den Stühlen. Ein Ausflug in die Interdisziplinarität** 25
Wladimir Sgibnev
- 4 **Handeln im Konflikt. Humangeographische Auftragsforschung zwischen Neutralität und Aufлагenerfüllung** 31
Vanessa R. Hünne Meyer und Sebastian Henn
- 5 **Grounded Theory „schlank“ gedacht. Praxisnahe Forschung zwischen Wissenschaftlichkeit und Pragmatik** 37
Anne Herrmann und Jörg Kosinski
- 6 **Learning by doing. Herausforderungen und Methoden transnational vergleichender Forschung** 45
Thilo Lang
- 7 **Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Empirische Erhebungen planen** 55
Frank Meyer
- 8 **Immer Ärger mit der Technik. Auf der Spur eines gespannten Verhältnisses** 65
Eric Losang
- 9 **„Wenn Eine eine Reise tut ...“ Wie passen Feld, Forschung und Familie unter einen Hut?** 75
Helga Zichner

Teil II Durchführung von Feldforschung

Frank Meyer, Judith Miggelbrink und Kristine Beurskens

- 10 **Zutritt verboten? Mit Hürden beim Feldzugang konstruktiv umgehen** 87
Andreas Wust und Frank Meyer

11	Zwischen Anpassung und Manipulation. Zum Umgang mit räumlich-institutionellen Gegebenheiten des Erhebungskontextes	95
	<i>Kathrin Hörschelmann und Frank Meyer</i>	
12	Ein schmaler Grat: Neutralität und Positionierung in der wissenschaftlichen Praxis	103
	<i>Robert Nadler und Kathrin Hörschelmann</i>	
13	Erwartungen gibt es immer. Aber wie geht man damit um?	111
	<i>Alena Pfoser und Kathrin Hörschelmann</i>	
14	Besonders sensibel. Wie sich heikle Themen angehen lassen	117
	<i>Bettina Bruns und Sebastian Henn</i>	
15	Risiken und Nebenwirkungen. Unbehagliche Begegnungen zwischen Forschenden und Beforschten	123
	<i>Bettina Bruns, Dorit Happ und Kristine Beurskens</i>	
16	Der Datenträger im Brillenetui. Feldforschung in autoritären Staaten	129
	<i>Dorit Happ, Bettina Bruns und Judith Miggelbrink</i>	
17	Rauchzeichen und Zwischentöne. Unterwegs mit Zigaretten und Vignetten	137
	<i>Christoph Creutziger</i>	
Teil III Auswertung, Veröffentlichung, mediale Präsenz		
	<i>Frank Meyer, Judith Miggelbrink und Kristine Beurskens</i>	
18	Von der Auswertung zum Gegenstand. Wenn die Methode ein Eigenleben entwickelt	149
	<i>Kristine Beurskens und Giulia Montanari</i>	
19	Wie relevant ist die Interviewdauer? Zum angemessenen Umgang mit sehr unterschiedlichen Gesprächen	157
	<i>Giulia Montanari</i>	
20	Yes, we can(?) Kommunikative Validierung in der qualitativen Forschung ...	163
	<i>Frank Meyer</i>	
21	Wie Sachsen-Anhalt die stärkste Abwanderung Europas erfuhr. Zur Kommunikation von Wissenschaft in den Medien	169
	<i>Robert Nadler und Tim Leibert</i>	
22	Shitstorm, flaming, public shaming. Wenn Wissenschaft und Wissenschaftler/innen Wellen der Empörung auslösen	177
	<i>Judith Miggelbrink</i>	

Autorenverzeichnis

Kristine Beurskens (geb. Müller)

Leipzig, Deutschland
k_beurskens@ifl-leipzig.de

Bettina Bruns

Leipzig, Deutschland
b_bruns@ifl-leipzig.de

Christoph Creutziger

Münster, Deutschland
creutziger@uni-muenster.de

Dorit Happ

Berlin, Deutschland
dorit.happ@googlemail.com

Sebastian Henn

Jena, Deutschland
sebastian.henn@uni-jena.de

Anne Herrmann

Newcastle, Australien
Anne.Herrmann@uon.edu.au

Kathrin Hörschelmann

Leipzig, Deutschland
k_hoerschelmann@ifl-leipzig.de

Vanessa R. Hünнемeyer

Jena, Deutschland
vanessa.huennemeyer@uni-jena.de

Jörg Kosinski

Leipzig, Deutschland
joerg.kosinski@gmail.com

Thilo Lang

Leipzig, Deutschland
t_lang@ifl-leipzig.de

Tim Leibert

Leipzig, Deutschland
t_leibert@ifl-leipzig.de

Eric Losang

Leipzig, Deutschland
e_losang@ifl-leipzig.de

Frank Meyer

Leipzig, Deutschland
f_meyer@ifl-leipzig.de

Judith Miggelbrink

Leipzig, Deutschland
j_miggelbrink@ifl-leipzig.de

Giulia Montanari

Berlin, Deutschland
g_montanari@posteo.de

Robert Nadler

Dortmund, Deutschland
robert.nadler@ils-forschung.de

Alena Pfoser

Loughborough, Vereinigtes Königreich
A.Pfoser2@lboro.ac.uk

Wladimir Sgibnev

Leipzig, Deutschland
w_sgibnev@ifl-leipzig.de

Andreas Wust

Leipzig, Deutschland
a_wust@ifl-leipzig.de

Helga Zichner

Leipzig, Deutschland
helga_zichner@web.de

Ins Feld und zurück: Begegnen, sich positionieren, entscheiden

Kristine Beurskens, Judith Miggelbrink, Frank Meyer

- 1.1 Begegnungen an den Rändern sozialgeographischer
Forschung – 2**
- 1.2 Positionierungen im Feld – 5**
- 1.3 Forschen heißt entscheiden – 7**
- Literatur – 11**

1.1 Begegnungen an den Rändern sozialgeographischer Forschung

Dieses Buch hat jene Aspekte von Feldforschung zum Gegenstand, die in Einführungen und Handbüchern zu sozialwissenschaftlichen Forschungsmethoden oft nur am Rande, wenn überhaupt, angesprochen werden: Widersprüche zwischen Ansprüchen an Forschungsprozesse und deren Wirklichkeiten, Verirrungen in den Netzen des empirischen Feldes, Erfahrungen, dass der eigenen Person mit Misstrauen begegnet wird und Zugänge zum Feld nicht möglich scheinen, Erwartungen Dritter an die eigene Forschung, die sich nicht ohne Weiteres zurückweisen lassen. Aber auch unerwartete und gelegentlich auch skurrile Begegnungen und Situationen, die manchmal schnelle Entscheidungen auf der Basis unzulänglicher Informationen erforderlich machen. Wir nehmen diejenigen Aspekte in den Blick, die jenseits dessen auftreten, was als Teil der offiziellen Erzählung eines Forschungsprozesses erachtet wird. In dieser dominieren immer noch die Ergebnisorientierung und das Transparentmachen (nur) jener Schritte und Zwischenstufen, die linear zur Beantwortung einer Forschungsfrage führen. Offensichtlich wird im wissenschaftlichen Kommunikations- und Publikationsprozess zumeist recht klar unterschieden zwischen dem, was die offizielle Erzählung ausmacht beziehungsweise auszumachen hat, und einem Residuum aus eigenen Gefühlen, Ängsten, Skurrilem, Missratenem, Fehlern oder Enttäuschungen.

Der Anstoß, Epiphänomene des Forschens aufzugreifen, explizit zu machen und ihnen damit einen systematischen Platz in der Reflexion (sozial-)geographischer Forschungsprozesse zuzugestehen, kam selbst mithin eher vom Rand als vom (vermeintlichen) Zentrum wissenschaftlicher Praktiken. Es waren nämlich zunächst vor allem Anekdoten und Berichte über Forschungsreisen – von Kollegen/Kolleginnen in Kaffeepausen zum Besten gegeben –, die den Impuls dafür gaben, über jene Aspekte der jeweiligen Forschungsprozesse zu diskutieren, die auf den ersten Blick gegebenenfalls zufällig, bizarr und unerwartet erschienen. Sie haben häufig keine unmittelbare, zumindest aber keine dokumentierte und systematisch nachvollziehbare Spur in der Auswertung der Daten hinterlassen. Das heißt aber nicht,

dass sie nicht relevant geworden wären für das Forschungsergebnis. Hinzu kamen die Flurgespräche über die vielen kleinen alltäglichen Erfahrungen und zu treffenden Entscheidungen, die den/die Einzelne/n oft intensiv beschäftigten, obwohl beziehungsweise weil sie in den Handbüchern zu gängigen Methoden nicht behandelt werden: zum Beispiel die Frage, was es denn ganz praktisch bedeutet, wenn die Auswertungsmethode ein so starkes Eigenleben entwickelt, dass die Forschungsfrage starke Änderungen erfährt; oder die Frage, ob es eigentlich auswertungstechnisch relevant ist, wenn die geführten Interviews von höchst unterschiedlicher Länge sind.

Auf Basis anekdotischer Erzählungen über als besonders erinnerungswürdig erachtete Begebenheiten aus Feldforschungsaufenthalten wurden vor allem ganz bestimmte Erfahrungen gewählt: solche, die sich aus Sicht der Forschenden stark auf den Fortgang der Untersuchungen ausgewirkt hatten, aber in der bestehenden Literatur zu Methoden empirischer Sozialforschung bisher nur schwach und selten explizit beleuchtet wurden. Wir interessieren uns dabei besonders für jenes situierte Wissen aus den alltäglichen Feldforschungskontexten, das bei disziplinären Reflexionsprozessen häufig unter den Tisch zu fallen droht. Eine vollständige Reflexion der (eigenen) Forschungsprozesse kann es nicht geben, müsste sie doch alle jeweils wirksam werdenden „Faktoren“, „Kontexte“, „Bedingungen“ – oder wie immer dasjenige bezeichnet wird, dem eine formierende Wirkung zugeschrieben wird – ebenso berücksichtigen wie deren stets ja auch wieder durch Praktiken vermittelten Beziehungen zueinander. Reflexion ist daher immer begrenzt auf das, was uns zugänglich ist und plausibel erscheint. Sie ist aber auch durch das begrenzt, was im Hinblick auf die Erwartungen an eine Abschlussarbeit, an einen Projektbericht, an einen Aufsatz in einer bestimmten Zeitschrift usw. *sagbar* ist. Diese Grenzen haben sich mit der Akzeptanz eines qualitativen Paradigmas, das einen deutlichen Fokus auf reaktive empirische Methoden und mithin auf Interaktionen hat, verschoben. Denn damit wurde es möglich, Forschungsprozesse als Situationen zu begreifen, in denen und für die die Subjektivität und Individualität der Forschenden ebenso eine konstitutive Bedeutung haben, wie die der Beforschten. Forschende wie Beforschte werden damit zu Subjekten und Objekten

des Forschungsprozesses (vgl. hierzu folgende Einführungen in qualitative Methoden: Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, S. 6; Silverman und Marvasti 2008, S. 16; Flick et al. 2000, S. 18 f.). Obwohl der Subjektivität im Forschungsprozess – sowohl aufseiten der Beforschten wie auch aufseiten der Forschenden – damit theoretisch mehr Bedeutung beigemessen wird, bleibt die Reflexion forschungspraktischer Situationen oft außen vor. Es geht nicht darum zu behaupten, dass die Bedingungen des (eigenen) Positioniertseins kognitiv vollständig zugänglich wären und situativ reflektiert werden könnten, sondern um die methodologische Anerkennung der subtilen Aspekte des Interaktionsprozesses „Feldforschung“. Das heißt für uns vor allem, den Blick auf die beteiligten (und vielfältig kontextualisierten) Subjekte und ihre Positionierungen zu lenken.

Eigentlich, so könnte man weiterhin folgern, müssten misslungene, problematische und intersubjektiv nicht (mehr) nachvollziehbare Interaktionen stets gleichberechtigt neben solchen Interaktionen zur Sprache kommen, die als gelungen gelten (womit die Frage nach den Kriterien einer derartigen Beurteilung noch nicht einmal gestellt ist). Tatsächlich basieren aber Darstellungen von Forschungsergebnissen in der Regel nicht auf der Reflexion gescheiterter oder unvollständiger Interaktion; Forschungsgeschichten sind – zumindest dann, wenn sie publiziert oder auf Tagungen präsentiert werden – aus nachvollziehbaren Gründen häufig Erfolgsgeschichten. Nachwuchswissenschaftler/innen sind vermutlich nicht gut beraten, wenn sie – den performativen Charakter des Erforschens sozialer Prozesse durch interaktive Verfahren konsequent reflektierend – ihre eigene Forschung hauptsächlich von den situativen und praktischen Grenzen her präsentieren; auch wenn diese Grenzen sie während der Erarbeitungsprozesse permanent beschäftigt haben mögen (vgl. auch Wintzer 2016).

Eine zweite Quelle neben den Anekdoten feldforschungserfahrener Wissenschaftler/innen bilden Reflexionen über Konzeption, Vorbereitung, Durchführung und Auswertung von Forschungsprojekten. Für sich genommen erscheinen diese gelegentlich als nicht sonderlich relevant, erweisen sich dann aber als einflussreich für das Feldforschungsgeschehen und den weiteren Forschungsprozess. Zudem sind die Bedingungen, unter denen Entscheidungen getroffen

werden und als plausibel erscheinen, selbst wiederum nicht statisch: Situative Entscheidungen unter Zeitdruck und unter dem Eindruck dessen, was die Entscheidung notwendig macht oder erzwingt, erscheinen im Lichte einer späteren Reflexion derselben – etwa wenn sie in einer Abschlussarbeit dargestellt werden müssen – als problematisch, nicht nachvollziehbar oder schlichtweg als falsch. Zu vielen dieser Fragen gibt es Hinweise in der einschlägigen Literatur, auf die in den jeweiligen Kapiteln verwiesen wird.

Dass wir persönliche Erlebnisse und Entscheidungen in Prozessen der Feldforschung thematisieren, heißt nicht, dass sich die Beiträge des Bandes auf das empirische Arbeiten im Feld beschränken – im Gegenteil. Eine Reihe von Beiträgen befasst sich mit dem, was im Vorfeld des Feldes passiert: mit den Schwierigkeiten des Zugangs, mit der Notwendigkeit, Ressourcen zeitlicher und finanzieller Art zu kalkulieren, sowie mit den Verantwortlichkeiten, in die die Forschenden jenseits des Feldes eingebunden sind. Einige Beiträge thematisieren Erfahrungen, die nach der (scheinbaren) Beendigung der Feldforschung auftreten: mit Abwandlungen der Forschungsfragen, unzulänglich erscheinenden Verwertungen von Ergebnissen in der Presse oder Validierungsproblemen gegenüber Beforschten wie Reaktionen in den sozialen Medien. Damit soll nicht der Begriff der Feldforschung ausgeweitet und möglicherweise überdehnt werden; vielmehr geht es darum zu verdeutlichen, dass Feldforschung „nach vorn“ wie „nach hinten“ verknüpft ist und – trotz des Strebens nach Linearität im Forschungsprozess – vielfach Überlagerungen und Gleichzeitigkeiten des eigentlich Ungleichzeitigen entstehen.

Die Entscheidung, die eigene Positioniertheit im Forschungsprozess als Inspirationsquelle und Ausgangspunkt zu nehmen, zu reflektieren und integrieren, wirft eine Reihe von Fragen auf. Ein fundamentaler Punkt dabei ist die Frage nach dem gesellschaftlichen Subjekt, welches spricht und schreibt. Dies ist nicht (ausschließlich) eine Frage der Introspektion oder Selbstreflexion, sondern hat mehrschichtige Konsequenzen. Wer schreibt beispielsweise von wo, mit welchen (Kritiken an) eurozentrischen Konzepten/Verhältnissen, mit welchen (Kritiken an) Rationalismen, vor dem Hintergrund welcher (Kritiken an darunterliegenden)

1
 gesellschaftlicher/n Verhältnisse/n (mit welcher Kritik daran, wer spricht?). Ebenso fundamental ist aber auch die Haltung des/der Schreibenden dazu, wie Wissen entsteht, also die Frage nach dem Typus des „erkennenden Subjektes“. Die Antworten hierzu sind im Laufe der Fachgeschichte und eingebettet in unterschiedliche Paradigmen höchst unterschiedlich ausgefallen. Dazu im zweiten Abschnitt der Einleitung noch etwas mehr.

Trotz der Zentrierung vieler Kapitel auf das forschende Subjekt und die Einbeziehung persönlicher Erfahrungen ist das Ziel nicht primär introspektiver, sondern praktischer Art: Wie viel Zeit muss ich einplanen, wenn ich Interviews und Gruppendiskussionen vorbereite? Was muss ich bedenken, wenn ich in einem autoritären Staat forschen will? Warum ist es sinnvoll – oder vielleicht auch weniger sinnvoll – *vergleichend* an einen Forschungsgegenstand heranzugehen? Brauchen Vor- und Nachbereitung eigentlich wirklich so viel mehr Zeit als die eigentlichen Erhebungen? Wie vereinbare ich das Wissen um die Begrenztheit und Partikularität des eigenen Einblicks in den Forschungsgegenstand (unter anderem Habermas 1988, S. 183; Goffman 1977, S. 14) mit dem Anspruch, intersubjektiv nachvollziehbares und relevantes Wissen über diesen Gegenstand produzieren zu wollen? Die verschiedenen Konzepte darüber, wie wir zu welcher Art von Wissen über den zu untersuchenden Gegenstand gelangen, führen auch innerhalb der qualitativen Forschung zu einem ausgesprochen heterogenen Set an empirischen Zugängen zur sozialen Welt, die sich kaum auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen. Versteht man sie jedoch als das Instrumentarium, das derjenigen Forschung zur Verfügung steht, die sich dem interpretativen Paradigma verpflichtet fühlt, so lässt sich nach Knoblauch (2008, S. 215 ff.) immerhin feststellen, dass „Sinn“ und „Bedeutung“ zentrale (wenn auch wiederum umstrittene) Termini sind, um die die Wissensproduktion im interpretativen Paradigma kreist. Die Fragen, was „Sinn“ ist, ob Sinn objektive oder subjektive Qualitäten hat und wo in einer Gesellschaft Sinn ausgemacht und verortet werden kann, berühren fundamentale Grundannahmen der Gesellschaftstheorie (ebd.) und sie sind – und das ist für unseren Zusammenhang zentral – elementar mit der Frage nach Subjekt und Subjektivität verknüpft. Auch hier gilt wieder: Weder

verfolgen die qualitativen Methoden noch das interpretative Paradigma einen einheitlichen Subjektbeziehungswise Subjektivitätsbegriff. Vielmehr kann sich z. B. die Fokussierung auf das Subjekt lediglich darin erschöpfen, durch einen subjektzentrierten Zugang zu allgemeinen und objektiven Strukturen zu erlangen, oder es können auch subjektivistische Perspektiven ermöglicht werden, die subjektive Deutungen jenseits etablierter Strukturen in den Blick nehmen (ebd., S. 201 ff.).

Neben der Reflexion der eigenen Rolle und Einstellungen als forschendes Subjekt beschäftigen sich die Beiträge in diesem Band mit der Reflexion des Forschungsprozesses, der jedoch – das spiegelt sich letztlich auch in der Abfolge der einzelnen Kapitel wider – oft als linear und chronologisch gedacht wird, diesem Ideal (wenn es denn eines ist) in der Regel aber nicht gerecht wird. Was die hier diskutierten Erfahrungen zeigen, ist zweierlei:

Erstens gibt es eine *chronologische* Abfolge von Arbeitsschritten, der zufolge die Forschungsfrage meist vor der Durchführung der empirischen Untersuchung formuliert wird, sodass dem empirischen Arbeiten ein Einlesen vorausgeht, und die Auswertung der Daten wiederum nach der Erhebung stattfindet usw. Diese Abfolge selbst ist mit bestimmten Erfordernissen verbunden, mit denen umgegangen werden muss, und zwar vor allem im Hinblick auf die Kalkulation und Verteilung aller notwendigen Ressourcen – der Zeit, des Geldes, der Aufmerksamkeit und der Beziehungen. Wie andere Menschen auch agiert der/die Wissenschaftler/in (im Bourdieuschen Sinn) in einem sozialen Feld, dessen Bedingungen dem eigenen Handeln vorausgehen, und (im Schatzki'schen Sinn) in Praktiken, deren Logiken Relevanz für das eigene Handeln haben. Im praxeologischen Verständnis sind – salopp gesagt – die Wissenschaftler/innen als Handelnde den Bedingungen und Logiken nicht marionettenhaft ausgeliefert, aber sie können sie auch nicht vollkommen ignorieren: Zeitliche und finanzielle Ressourcen, angemessene, akzeptable oder prekäre Beschäftigungsverhältnisse, Anforderungen von Projekt und Leitung und Ähnliches sind relevante Bedingungen des Arbeitens. Soziale Anerkennung, die mittels erfolgreicher Forschung erworben werden soll, hängt im Wissenschaftssystem wie in anderen Fällen auch vom erfolgreichen Navigieren dieser Bedingungen ab.

Zweitens ist die zuvor skizzierte Abfolge keineswegs so eindeutig, zwingend oder natürlich, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Und in manchen Fällen wird dieses vermeintliche Ideal auch nicht angestrebt. Gerade in der qualitativen Forschung mit ihrem Credo für ein dem Feld gegenüber offenes Herangehen werden Entscheidungen von vorangehenden Entwicklungen abhängig gemacht. Auch Forschungsfragen werden bewusst über einen langen Zeitraum des Prozesses als vorläufig und revidierbar betrachtet. Dieses offene Vorgehen – auch wenn es durch die methodologische Position gedeckt ist – kann zu jenen Verunsicherungen führen, von denen einige Autoren/Autorinnen in ihren Beiträgen berichten. Die Reihung der Beiträge in diesem Band orientiert sich an dieser ideal(isiert)en Abfolge, erhebt diese aber nicht zu einer quasi-natürlichen Abfolge. Wichtiger als das Vermitteln einer Richtschnur ist es uns, einzelne Elemente des Handlungsganges im Hinblick auf ihre Voraussetzungen und Folgen in den Blick zu nehmen.

1.2 Positionierungen im Feld

Das forschende Subjekt war lange Zeit ein blinder Fleck sozialgeographischer Forschung; darauf zu insistieren, dass es als erkennende Instanz nicht voraussetzungslos ist und dass diese Voraussetzungen als Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis reflektiert werden müssen, ist in der Sozialgeographie ein Verdienst vor allem qualitativer und feministischer Ansätze (vgl. exemplarisch Meier 1989). Dass Forschungsprozesse und Forschungsergebnisse nicht durch neutrale, gleichsam neben oder über der Gesellschaft stehende erkennende Subjekte produziert werden, ist weder in der Sozialgeographie noch in anderen Sozialwissenschaften eine neue Einsicht. Rose fasst dies in folgender Aussage treffend zusammen:

» (A)ll knowledge is produced in specific circumstances and that those circumstances shape it in some way. Since that argument applies to my own knowledges too, I knew I shouldn't and couldn't pretend to be an all-seeing and all-knowing researcher; I knew instead, from some of those same critiques, that

I should situate myself and my interpretations of those interviews by reflexively examining my positionality. (Rose 1997, S. 305)

Ausgangspunkt unseres Bandes war zunächst weniger eine spezifische theoretische Konzeption des Subjekts als sinngebende und sinnvermittelnde Instanz. Es waren vielmehr individuelle Erfahrungen in Forschungsprozessen, die uns zu der Frage brachten, wie die „Subjektivität in der Forscherrolle“ (Goldmann 2012, S. 247) und die Erwartungen an Forschungsprozesse praktisch vermittelt sind und welcher Reflexionen diese Vermittlung bedarf. Das forschende Subjekt, so unsere Beobachtung, erlebt sich selbst im hohen Maße als ein durch seine Rolle geprägtes und normiertes Subjekt, das diese Rolle zugleich als stabilisierend wie auch als fluide und veränderlich, jedenfalls nicht als fixierte Struktur, wahrnimmt. Forschungsprozesse sind daher notwendigerweise immer auch Auseinandersetzungen mit den Positionen und daraus resultierenden Identitäten, die jeweils eingenommen werden können. Goldmann (2012, S. 247) beschreibt aus seinen Erfahrungen in der Interventionsforschung dieses Wechselverhältnis als ein permanentes Durchdringen von (eigener) Subjektivität und erforschter Wirklichkeit:

» Ich und meine Beschreibungen erhellen sich gegenseitig. Dabei ist mir bewusst, dass meine subjektiven Blickwinkel, alles was ich einschließe oder auslasse, die Art meiner Wahrnehmungs- und Differenzierungsfähigkeit, die erforschte Wirklichkeit bzw. das Forschungsfeld mitkonstruieren. Ich erlebe den Forschungsprozess als eine subjektive Objektivierung, in Folge dessen (neue) Perspektiven entstehen können, welche produktive Erklärungen und Entscheidungsoptionen begründen. Mir geht es in erster Linie nicht darum, eine optimale Annäherung an eine Realität, oder gar objektive Wahrheiten zu finden, sondern um eine sorgfältige Vorgangsweise, die es mir erlaubt, potenziell nützliche Beschreibungen und Erklärungen zu (er)finden, welche mir und „den anderen“ helfen, sich selbst und ihre Situation besser zu verstehen und dadurch klarere Handlungen und Entscheidungen zu setzen.

Das forschende Subjekt als Ausgangspunkt dieses Buches zu wählen, ist letztlich auch eine gesellschaftstheoretisch begründbare Entscheidung für eine Perspektive, die das (Spannungs-) Verhältnis von Subjekten fokussiert: zwischen Forschenden und jenen Menschen, die hier gelegentlich etwas technokratisch-abstrakt als „die Beforschten“ bezeichnet werden. Dieses Verhältnis ist im Forschungsprozess konstitutiv asymmetrisch, da die Intention zur forschenden Interaktion – mit vermutlich sehr wenigen Ausnahmen – vom/von der Wissenschaftler/in ausgeht. Sie ist aber nicht nur asymmetrisch aufgrund des initialen Interesses der Forschenden an der Interaktion, sie ist es in der Regel auch insofern, als der/die Forschende in der privilegierten Rolle der Interpretation der Daten ist. Dies gilt aber nur solange, wie die Interpretationen innerwissenschaftlich bleiben. Der Wunsch nach – und in anderen Fällen auch: der Zwang zur – Dissemination kann auch bedeuten, dass die Richtigkeit und Rechtmäßigkeit einer Interpretation bestritten wird.

Das Subjekt ist hierbei jener gesellschaftliche Ort, an dem kollektive wie individuelle Aspekte zu konkretem Menschsein verschmelzen. In den Beiträgen, die auf eigene – und in diesem Sinne – *subjektive* Erfahrungen rekurrieren, steht zunächst einmal im Vordergrund, wie diese Erfahrungen das eigene Vorgehen, die Sichtweise auf das zu untersuchende Problem und weitere Entscheidungen im Forschungsprozess beeinflusst haben. Zudem gehen einige der Beiträge der Frage nach, was das Auftreten des Forschers/der Forscherin für diejenigen bedeutet haben mag, die sich bereit erklärt haben, an diesem Prozess mitzuwirken.

Dieser Band vereint dabei nicht nur Beiträge, die sich explizit mit einem Subjektbegriff auseinandersetzen. Durch den Bezug auf das forschende Subjekt besteht die hergestellte Klammer der Beiträge darin, das „forschende Subjekt“ programmatisch nicht nur als einen Sekundärbefund über eine soziale Instanz zu verstehen, die Zusammenhänge aufdeckt und Wissen produziert. Vielmehr betont diese Perspektive ausgehend von einer fundamentalen Kritik an einer Haltung, die von der Universalität und Neutralität akademischen Wissens ausgeht (vgl. Rose 1997, S. 306), dass das Subjektsein sowohl für die *Möglichkeit wie für die Art des Erkenntnisgewinns* wesentlich ist – in der Wissenschaft wie auch anderswo. Das

Spannungsverhältnis, um das es uns geht und das wir hier in einer poststrukturalistischen Terminologie skizzieren, resultiert aus dem Umgang mit Erfahrungen und Entscheidungen in Forschungsprozessen. Einerseits werden diese als individuelle Erfahrungen und Entscheidungen erlebt und vollzogen. Andererseits sind sie aber durch gesellschaftlich etablierte Modi des Forschens als soziale Praxis geformt, die als Strukturierungsansprüche an das forschende Subjekt gerichtet werden.

Für die Reflexion des forschenden Subjekts und dessen Positioniertseins waren die Akzeptanz eines qualitativen Forschungsparadigmas sowie die nachfolgende breite Debatte von Perspektiven, die einen *cultural turn* markieren (Philo 2000; Sahr 2003a; 2003b; Lossau 2008), wesentliche Voraussetzungen. Die methodischen und methodologischen Vertiefungen dieser Entwicklung ermöglichten wichtige Fragen zum Beispiel im Hinblick auf hegemoniale Positionen, die das kulturgeographische Denken beziehungsweise Forschen prägen. Damit verbunden waren Forderungen nach einer Dezentrierung der Forschung (zum Beispiel Rose 1997; Kong 2004), nicht nur nach Anerkennung des Anderen im Allgemeinen (im Hinblick auf Geschlecht, Rasse/ethnische Herkunft, Klasse, Alter und andere soziale Differenzierungen), sondern der eigenen forschungsbezogenen Reflexion solcher Hintergründe und ihrer Effekte auf die Forschung selbst.

Am Anfang der Rezeption eines interpretativen Paradigmas in der Sozialgeographie stand jedoch nicht (nur) das Bedürfnis, die Positioniertheit anzuerkennen und zu reflektieren, sondern auch die Intention, die Rolle eines nur beobachtenden Outsiders gegen die eines an den zu untersuchenden Verhältnissen teilnehmenden Insiders zu tauschen oder doch wenigstens temporär in eine solche Rolle hineinzuschlüpfen (ein früher Beitrag hierzu: Buttimer 1981).

Eine weit konkretere Positionierung des forschenden Subjektes wird aus postkolonialen und postmarxistischen Hintergründen eingefordert (zum Beispiel Blomley 2008, S. 285; Belina 2008, S. 343 ff.; Lossau 2012, S. 355). Aus dieser Sichtweise wird eine scheinbar politisch neutrale Haltung von Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen vehement kritisiert und Sprechen immer als ein Sprechen von einem Ort aus angesehen. Was

wie von wem geschrieben wird, ist eine unmittelbare Folge von dahinterliegenden Interessen. Dies beginnt schon bei der Einstufung von Relevanzen von Forschungsthemen und Forschungszugängen: Was wird von wem als wichtig erachtet? Welche Fragen oder Probleme werden marginalisiert? Aus welchen Positionen und Interessenlagen geschieht das? Nicht nur welche, sondern auch wessen theoretische und methodologische Standpunkte fließen in die Forschung ein? Die fundamentale Positioniertheit jeglichen – auch des wissenschaftlichen – Sprechens wirft mithin eine Reihe von Problemen auf. Diese betreffen letztlich auch die Reichweite und Validierbarkeit von Aussagen: Wenn Wissen positionalisiertes Wissen ist, welchen Anspruch auf Gültigkeit kann es erheben und ist es – weil es durch Positionalität geprägt ist – defizitär?

Besonders drängend wird dies, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Themen, über die Geographen/Geographinnen und andere raumbezogen arbeitende Wissenschaftler/innen forschen, selten rein akademische Gegenstände betreffen, sondern die sozialen und politischen Wirklichkeiten von Menschen. Dementsprechend sind die Forschungen (schnell) selbst Teil dessen, was sie erforschen. Und so stellt sich die aus der Sicht von Beforschten durchaus nachvollziehbare Frage, wer denn aufgrund welcher Voraussetzungen – als Insider, als Outsider – legitimiert und befähigt ist, über bestimmte Themen, Fragen, Probleme öffentlich zu sprechen (vgl. Mullings 1999). Dies reicht bis weit in die Datenerhebung und -interpretation hinein, liegt es doch in der Verantwortung der Forschenden, angesichts komplexer sozialer Verhältnisse darüber zu entscheiden, welche Daten über wen auf welche Weise erfasst und interpretiert werden. Man kann die nachfolgenden Kapitel daher auch als Beiträge zur Debatte über Macht-Wissen-Beziehungen lesen.

Nicht zuletzt beeinflussen die biographischen Ressourcen und Restriktionen der Forschenden ihre Möglichkeiten der Produktion von Wissen. Sie werden relevant in *situativ artikulierten* Ordnungen des Geschlechts, der sprachlichen, kulturellen, ethnischen Herkunft, des Alters usw. Systematische Analysen zur Verflechtung von Biographien und paradigmatischen Orientierungen werden bislang selten durchgeführt. Eine der wenigen komparativen Untersuchungen zu paradigmatischen

Orientierungen von Forschern/Forscherinnen – in diesem Fall Rechtswissenschaftler/innen – zeigt, dass diejenigen, die sich als Vertreter/innen kritischer und interpretativer Ansätze verstehen, ihre methodologische Orientierung stärker im Kontext eigener lebensweltlicher Erfahrungen sehen, als Vertreter/innen anderer, zum Beispiel realistischer Ansätze (vgl. Toma 1999). Dass biographische Erfahrungen einen erheblichen Einfluss auf Forschungsinteressen und -entscheidungen haben, scheint sehr plausibel und ist sicherlich für Einzelbiographien gut nachvollziehbar. Eine systematischere Analyse steht unseres Wissens in der Geographie jedoch aus. Gerade vor dem Hintergrund einer teils freiwilligen, teils erzwungenen nationalen wie internationalen Mobilität von Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen wäre das ein spannendes Projekt.

1.3 Forschen heißt entscheiden

Die Praxis des Forschens ist nicht nur eine Abfolge von Prozeduren. Trotz der Existenz bestimmter Heuristiken des Vorgehens, die oftmals in Arbeitsbüchern usw. beschrieben sind und/oder sich an spezifischen idealisierten Vorgehensweisen orientieren, hängt der Fortgang von Forschungsprojekten von Entscheidungen ab, die Forschende als Wissenschaftler/innen, als Eltern, Kinder, Politikinteressierte, sozial Engagierte, aber vor allem als Menschen treffen. Die Gründe für Entscheidungen im Forschungsprozess sowie auch die Voraussetzungen für diese Entscheidungen sind den Forschenden nicht unbedingt und nicht gleichermaßen zugänglich. Unter Umständen ist es einfacher und offensichtlicher, persönliche oder biographische Faktoren als einflussreich zu erkennen als andere Aspekte. Man erinnert sich an eine entscheidende Lektüre eines bahnbrechenden Werkes oder erklärt sich die eigene kritische Haltung durch die intensive Zusammenarbeit mit Kollegen/Kolleginnen. Komplexere oder abstraktere Veränderungen der wissenschaftlichen Positionierung – etwa, die Welt durch eine Art „postmoderne Brille“ wahrzunehmen – sind schwieriger nachzuvollziehen und zu benennen oder eignen sich weniger als Plausibilisierungserzählungen. Die Annahme, dass Entscheidungen rein objektiv und intersubjektiv reproduzierbar sind, ist daher unrealistisch und widerspricht

nicht nur der in diesem Buch dargelegten empirischen Praxis. Vielmehr haben Wissenschaftsanthropologen/Wissenschaftsanthropologinnen auch für andere Disziplinen gezeigt, welche sozialen, dynamischen und manchmal zufälligen Aspekte die Wissensgenerierung bedingen (zum Beispiel Latour und Woolgar 1979). So ist letztlich davon auszugehen, dass eine Vielzahl sozialer, situativer, institutioneller, individueller, organisatorischer und gegebenenfalls limitierender Bedingungen maßgeblich an der Ausformung von Forschungsprozessen beteiligt ist, ohne dass zwangsläufig angenommen werden muss, dass die hieraus gewonnenen Ergebnisse Qualitätskriterien nicht genügen würden. Vielmehr ist davon auszugehen, dass jedwede Forschung solchen Entscheidungen unterliegt und dass erst die Explikation der Bedingungen von und Entscheidungen in Forschungsprozessen deren Fortgang nachvollziehbar machen kann.

Die Grundbedingungen der Konzeption von Feldforschungsvorhaben bleiben oftmals im Dunkeln; dabei basiert dieser Prozess auf vielfältigen epistemischen, ontologischen und methodologischen Prämissen, die wiederum aus dem Erkenntnisinteresse hergeleitet, jedoch ebenso von einer Vielzahl von individueller und institutioneller Faktoren bedingt werden.

Doch was heißt in diesem Kontext „Konzeption von Feldforschung“? Betrachtet man Forschende als isolierte Instanz, dann speist sich Feldforschung beispielsweise aus Annahmen über die grundsätzliche Beschaffenheit des Untersuchungsgegenstands und der sozialen Welt, in der dieser situiert ist. Darauf bauen Annahmen über die Möglichkeit der wissenschaftlichen Wissensaneignung auf, worauf wiederum Annahmen zur grundsätzlichen Beschaffenheit des Betrachtungsprozesses aufsatteln. Letztlich spielen Annahmen über spezifische Möglichkeiten und Vorgehensweisen eine Rolle bei der Wahl der Methoden. Konzeption bewegt sich dabei im Spannungsfeld dieser miteinander verwobenen Aspekte und stellt den intentionalen Entscheidungs- und Ausgestaltungsprozess dar, mittels dessen ein abstraktes Erkenntnisinteresse in konkretes Beforschungsvorgehen übersetzt wird. Dieser Übersetzungsprozess stellt eine Operationalisierung dessen dar, was anfänglich aus diffusen Bedingungen als thematischer Fokus kondensierte.

Warum ein Thema auf welche Art und Weise beforscht wird, ist in der Regel selten stringent aus dem disziplinären Kontext zu schlussfolgern. So können arbeitsrechtliche, arbeitsökonomische und ausbildungsbezogene Aspekte den Blick Forschender genauso formen, wie deren persönliche Erfahrungen und Gewichtigungen. Auch institutionelle Programmatiken oder förderinstrumentbezogene Pragmatiken müssen als Einflussgrößen betrachtet werden. Ebenso spielt – viel konkreter – die Ausstattung in technischer aber auch zeitlicher Hinsicht eine Rolle bei der Konzeption von Feldforschung. All diese Aspekte (und viele mehr) ermöglichen gleichzeitig einige Wege und limitieren andere im Hinblick auf die Befriedigung des Erkenntnisinteresses, also jener zentralen forschungsleitenden und forschungsinspirierenden Frage, die die Grundlage für den institutionellen und/oder individuellen Wissensdurst Forschender bildet.

Die Durchführung von Feldforschung wird in Methodikabsätzen wissenschaftlicher Publikationen vor allem auf das Durchdeklinieren der spezifischen Schritte des Vorgehens bezogen: So wird oftmals eher knapp auf erstellte Leitfäden, auf generelle Verfahren der Kontaktherstellung, das Befolgen des *Informed-consent-Prinzips*, die Anzahl durchgeführter reaktiver Erhebungen wie Interviews und Gruppendiskussionen verwiesen. Hinzu kommen häufig Einführungen in den Ort der Erhebung, in dessen Beschreibung zusätzliche für das Vorgehen relevante Informationen eingebettet sein können.

Jeder dieser Aspekte für sich stellt dabei jedoch schon ein komplexes Feld dar. So ist das Einholen des Einverständnisses des/der Gesprächspartners/-partnerin mit diversen Unwägbarkeiten verbunden (vgl. zum Beispiel Tomkinson 2015). Leitfäden können erheblichen Einfluss auf die praktische Durchführung haben und sind wiederum stark von den Rahmenbedingungen des jeweiligen Forschungsprojektes abhängig. Die Dynamiken im Umgang mit Gesprächspartnern/-partnerinnen haben zudem Einfluss auf den Fortgang und den Umfang der Erhebungen (zum Beispiel im Falle des Schneeballprinzips). Gleichzeitig bleiben bei der genannten Aufzählung viele Aspekte unbeleuchtet: Das Initiieren des Erstkontaktes ist ebenso ein von Unsicherheit geprägtes Feld wie das Ausmaß an Einfluss und Einblick, dass Gesprächspartnern/-partnerinnen

in Bezug zur eigenen Forschung zugestanden wird. Würden darüber hinaus die Daten erhoben, kann in der Regel nicht sofort mit der Auswertung begonnen werden; vielmehr schließt sich eine zu oft übersehene, jedoch zeitintensive Phase der Aufbereitung an, die die Voraussetzung für den Beginn der Analyse darstellt.

Bezüglich des Aspektes des Feldzugangs gilt es beispielsweise auch, die interne Strukturiertheit des zu beforschenden Feldes zu beachten. Darin vorherrschende Praktiken, strukturierende Prinzipien, Hierarchien wie auch soziale Dynamiken können einerseits eine hemmende Wirkung haben. Andererseits stellt das Wissen um deren Existenz für Forschende eine zentrale Ressource dar, mittels derer die unter der Oberfläche lauenden, jedoch praktischen Effekte auf das Vorankommen des Forschungsprojektes umschifft werden können. Auf diese Erkenntnisse kann Aufmerksamkeit bezüglich zentraler struktureller Zwänge aufzusatteln. So fasst Wolff (2000) zwei zentrale Fragen zusammen, zu denen sich Forschende vor dem Feldzugang zu positionieren haben: Einerseits müsse eruiert werden, wie Gesprächspartner/-partnerinnen zur freiwilligen Mitwirkung bewegt werden können. Andererseits müssen die Rahmenbedingungen des Aktes der Erhebungen so gestaltet sein, dass eine „sachgerechte Durchführung“ (ebd., S. 335 f.) weiterhin gesichert ist.

Dieser Aspekt weist bereits auf die herausgehobene Bedeutung der Positioniertheit von Forschenden und der Beziehung zwischen Forschenden und den (vermeintlich) Beforschten hin. Reaktive Datenerhebungen, also Momente der Interaktion, ziehen sowohl Reiz und Nutzen als auch Schwierigkeiten nach sich, die zu adressieren sind. Einerseits spielen in Erhebungssituationen viele kontextualisierende Aspekte wie lokale physische Arrangements und organisatorische Notwendigkeiten wie das Ausbreiten der Arbeitsmaterialien und vieles mehr eine Rolle (vgl. Burrell 2014, S. 11). Andererseits verdeutlichen mehrere Beiträge in diesem Buch, dass auch Differenzen zwischen den gesellschaftlichen Kontexten der Beforschten und der Forschenden in der konkreten Situation in Form von gegenseitigen Erwartungen, gewohnten Interaktionsmustern wie auch sozialen Stigmas die Interaktion beeinflussen. Die Explikation eben von Aspekten der Feldforschung, die selten expliziert werden und noch seltener zum

Beispiel im Wortlaut der aus den Erhebungen resultierenden Transkripte ersichtlich sind, hat dabei das Potenzial, diese Dynamiken, erstens, in ihrer empirischen Relevanz zu bewerten, zweitens, sie zu charakterisieren und, drittens, den Umgang mit ihnen zu reflektieren.

Verschiedene Erfahrungen aus der Forschungspraxis zeigen deutlich, dass auch die Auswertung von Forschungsergebnissen keinesfalls ein normierter Prozess ist. Wird einschlägige Methodenliteratur konsultiert, sind es in erster Linie die *Auswertungsverfahren*, die in den Blick geraten: Grounded Theory, Kodierungen, Typisierungen, Interpretationen. In diesem Sinne ist unter Auswertung die Forschungsarbeit zu verstehen, mit deren Hilfe Daten jeglicher Art bewertet, verglichen, interpretiert usw. werden, um Aussagen über den Forschungsgegenstand treffen zu können. Dabei wird betont, dass „Formen der Erhebung und Auswertung eng aufeinander bezogen sind“ (Przyborski and Wohlrab-Sahr 2014, S. 9). Die Bezüge an sich bleiben allerdings etwas vage. So wird z. B. die Abstimmung von Erhebung und Auswertung vor dem Forschungsprozess angeraten und der Einfluss der Erhebungsformen auf die spätere Auswertung benannt (vgl. ebd., S. 9 f.).

Hinter diesen angedeuteten Bezügen verbirgt sich eine Grundlage, die, wenn nicht beachtet, im späterem Verlauf vielfach zu Problemen führen kann: Die Auswertung ist in starkem Maße Teil der gesellschaftlichen Einbettung der Forschung überhaupt; sie ist unmittelbar verknüpft mit der Haltung des/der Forschenden und der Möglichkeit der Positionierung in einer Forschungsumgebung – und sie ist somit von Anfang an in jedem Schritt mitzudenken (vgl. auch Przyborski and Wohlrab-Sahr 2014, S. 6). Die Entscheidung für eine bestimmte Herangehensweise bei der Auswertung (die Wahl des Verfahrens) ist wesentlich durch dahinterliegende Einstellungen der Forschenden dazu bestimmt, wie Wissen entsteht. Grundlegende Haltungen in dieser Frage können als Hintergrund für die Wahl einer entsprechend passenden qualitativen Erhebungs- und Auswertungsmethode gesehen werden.

Die Entscheidung für ein Auswertungsverfahren ist also – wie andere Entscheidungen in Arbeitsprozessen auch – Teil von gesellschaftlichen Zusammenhängen. Der/die Forschende bestimmt zwar in